

Zeitschrift:	Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber:	Bund Schweizer Architekten
Band:	75 (1988)
Heft:	3: Entscheidungen über Architektur = Les décisions en architecture = Architectural decisions
Artikel:	Von der Idealstadt zur architektonischen «Geste» : die Erweiterung des Schulzentrums von Grône VS : Architekt : Jean-Gerard Giorla = De l'architecture d'objet vers l'objet de l'architecture
Autor:	Meiss, Pierre von
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-56972

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

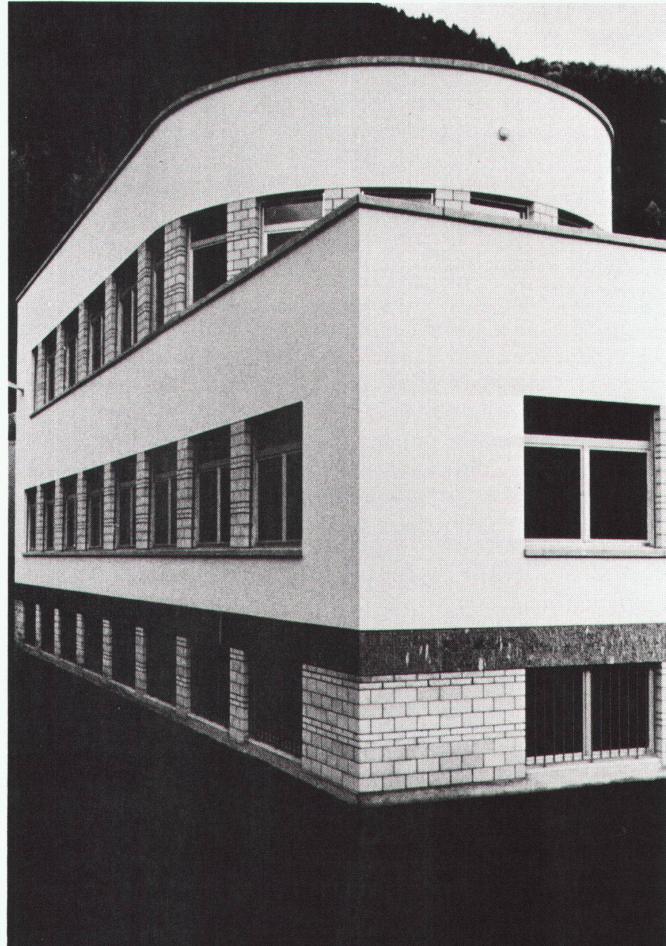
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

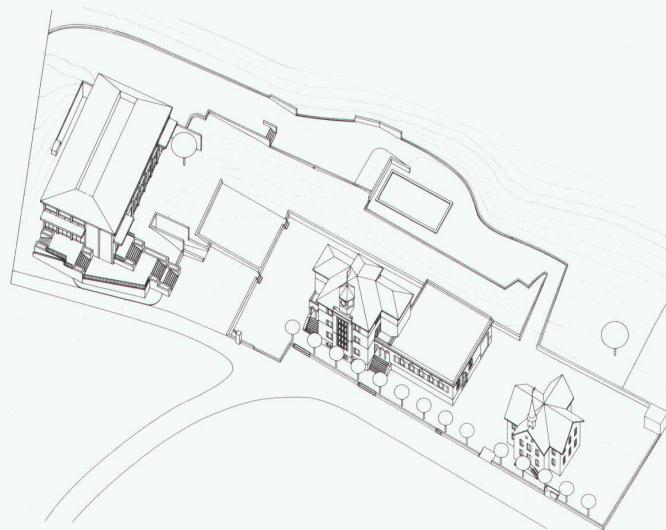
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



1

3
4

Von der Idealstadt zur architektonischen «Geste»

Die Erweiterung des Schulzentrums von Grône VS

Architekt: Jean-Gérard Giorla

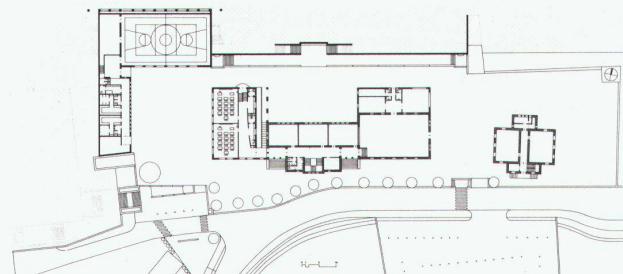
Texte en français voir page 61

Das Trachten nach Stadtmodellen, wie sie Ledoux einerseits oder Hilberseimer und Le Corbusier andererseits entwerfen konnten, ist heute nicht mehr aktuell. *Unsere Städte müssen nicht mehr geschaffen, sondern neu geordnet werden!* Ein sich abhebendes Merkmal der bemerkenswertesten heutigen Beiträge zur Architektur der Stadt und der Landschaft ist sicherlich, dass die Suche nach der Idealstadt ersetzt wurde

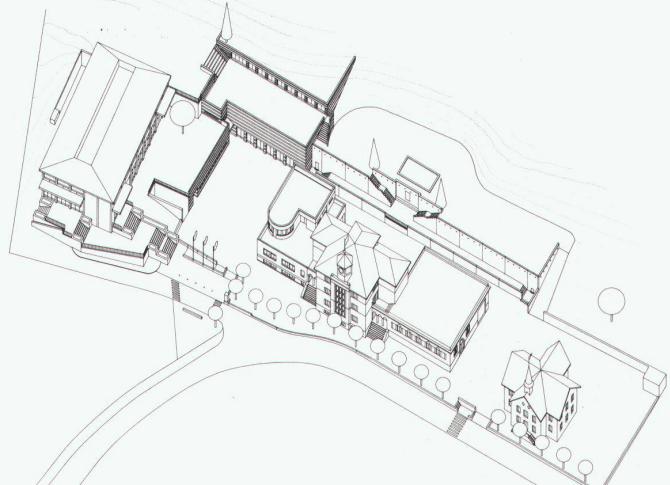
durch Vorschlägen «grosser architektonischer Gesten», deren Poesie die Morphologie und die Geschichte des Standorts hervorhebt. Diese Geste spielt oft eine vereinheitlichende Rolle für die heterogenen Elemente, die die Stadt unserer Zeit ausmachen.

Geschick der Geste? – Sicherlich, denn unsere Kenntnis der städtischen Phänomene führte uns dazu, den Glauben an eine Universalslösung aufzugeben. Der Entwurf der Stadt und der Landschaft muss jedesmal

abhängig von einem Gelände, seiner Geschichte und seiner sozioökonomischen und kulturellen Dynamik neu erfunden werden. Das heisst aber nicht, dass es kein universales Prinzip mehr gibt, das aus einer analogen Annäherung an andere Standorte profitieren könnte, *aber der «globale Entwurf» ist tot*. Wir entfernen uns von den Schemata der Gegenrevolution der Aufklärung. Vielleicht sind



2



4

wir in gewisser Weise der humanistischen Vision nahe, die es fast immer verstanden hat, das Idealmodell für ein Gebäude mit den modifizierenden Besonderheiten eines Standorts in Einklang zu bringen.

Die besondere Art, sich auf die Morphologie eines Orts zu beziehen, muss heute eine Landschaft berücksichtigen, in der es ein grösseres Durcheinander gibt als in der des 17. Jahrhunderts. Palladio und seine Kollegen hatten noch die Musse, aus wenig beeinträchtigtem Ackerland den passenden Ort für das Idealhaus *auszuwählen*. Sie beschränkten so die Faktoren, welche die Abstraktion der Gebäudeidee veränderten, auf ein Minimum.

Unsere Landschaft, selbst die ländliche, besteht aus einer Mischung von eindrucksvollen Infrastrukturen für Transport und Energie, aus Lagerhallen, Fabriken, hohen und nied-

rigen Wohnhäusern, Einrichtungen jeglicher Art etc., wobei alle versuchen, den jeweiligen Gesetzen des Programms und den zufälligen Grundstücksgrenzen zu gehorchen.

Die Disziplin der Raumpolitik wurde so logischerweise zum beharrlichen Vermittler innerhalb dieses Interessenkonflikts. Die unerlässliche Weisheit und Neutralität des Schiedsrichters und die sozioökonomische Dominante seines Mandats bewirken, dass er das Territorium häufiger unter den verschiedenen Antrieben «verwaltet», als dass er es «formt». So kommt es, dass die kühnen Vorschläge zum Hervorheben eines Landschaftsteils das Los einiger Architekten bleibt, die versuchen, die Lücken einer Stadt oder einer überfüllten und wenig verständlichen Landschaft zu schliessen, indem sie die Einführung von Strukturen vorschlagen, die diese durch wohlfun-

dierte Spuren kennzeichnen (Gregotti, Botta, Snozzi, Siza...).

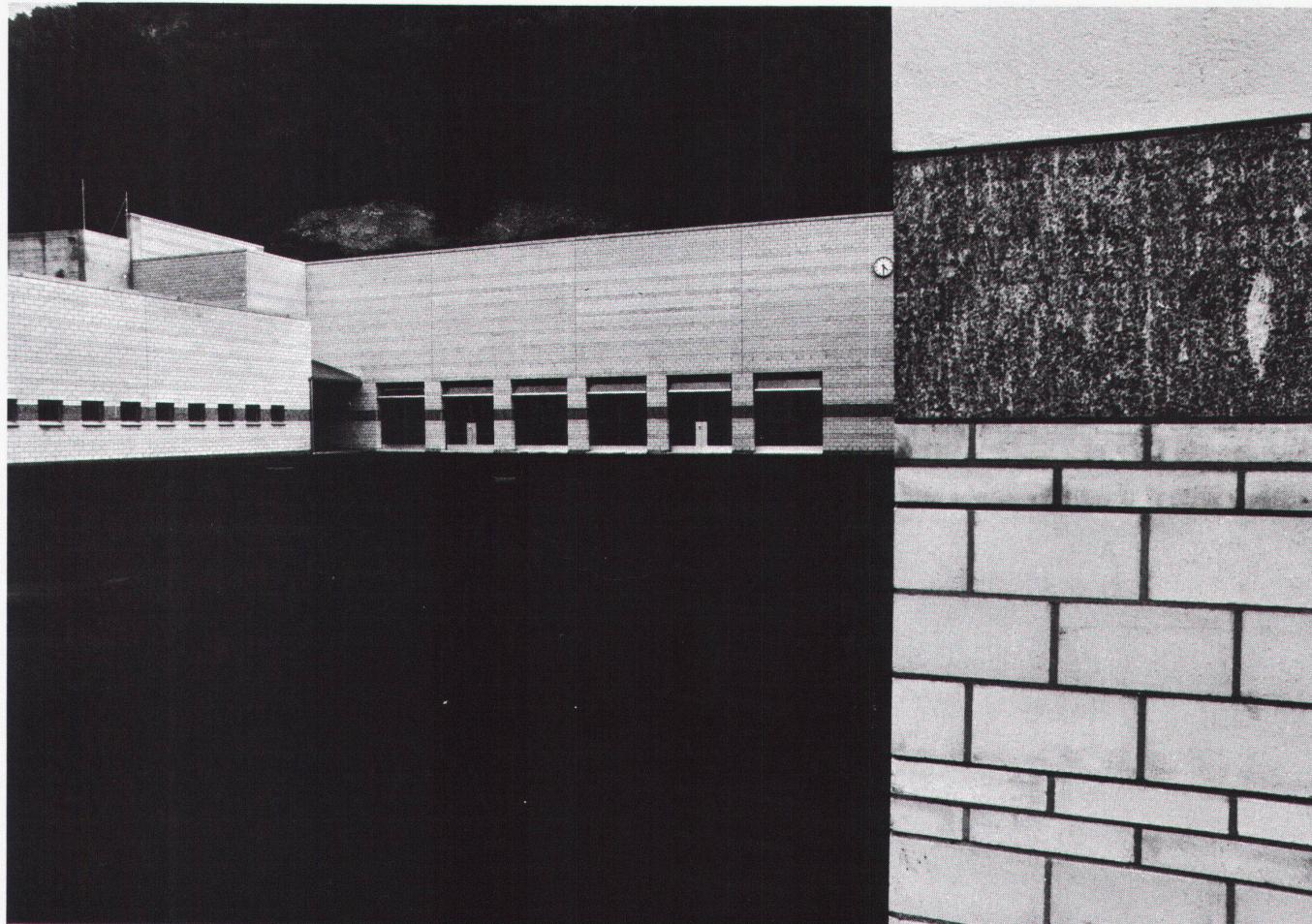
Diese Einheit anstrebbende Geste entspricht in der Tat einer Notwendigkeit, die auch von der Mehrzahl der Architektschulen und Architekten anerkannt wird. Stimmt es nicht, dass es in der Entwurfslehre die Tendenz gibt, sehr viel Zeit für die Untersuchung von Kriterien und Möglichkeiten der Ansiedlung zu verwenden? Man versäumt zu oft, über die Maßstäbe 1:2500 bis 1:500 hinauszugehen, um sich der Definition des Innenraums zu widmen.

Die Annäherung durch «Fragmente»

Meist finden unsere Eingriffe an einem kleinen Geländeteil statt – Errichtung auf einer rundum bebauten Parzelle der bestehenden Stadt oder Erweiterung eines auf der Parzelle bereits errichteten Gebäudes.

Das Trachten nach einer Annäherung mittels städtischer Fragmente ist also am bedeutsamsten (Diener, Vacchini, Siza... und Giorla). Das befreit uns nicht davon, unser Eingreifen über das Programm und das präzise Gelände hinaus als einen Beitrag zur positiven Veränderung der Stadt zu betrachten – aber wie?

- 1 Ansicht von Südwesten, Klassentrakt
- 2 Grundriss der Gesamtanlage
- 3 Situation vor der Erweiterung
- 4 Situation mit den Erweiterungsbauten
- 5 Pausenhof



Die Unterscheidung zwischen Objekten und städtischem Gefüge wird uns nützen.

In praktisch allen vorindustriellen Kulturen waren die üblichen Wohnungen und die städtischen Arbeitsplätze in Gebäuden beherbergt, die in ihrer Gesamtheit ein relativ homogenes Gefüge ergeben. War diese Regelmässigkeit einmal aufgestellt, nahmen die Unterbrechungen eine besondere Bedeutung an. Im Prinzip sind sie Denkmälern oder öffentlichen Bezugspunkten vorbehalten: Tempel, Schloss, Markt.

Im historischen Zentrum von Bern ist eine «Objektbetrachtung» nur für die Kathedrale, das Rathaus, die Stadttore und die Brunnen erlaubt. Die anderen Gebäude vereinigen sich, um das Gefüge zu bilden, und erst bei unmittelbarer Annäherung fangen wir an, neue unterschiedbare Einheiten zu erkennen.

So wird eine Hierarchie gebildet. Das städtische *Objekt* ist mit einer Vorstellung verbunden: die Kathedrale mit Religion, das Tor mit Macht, der Brunnen mit Neuigkeiten und Gerechte. Diese Vorstellungen gehen über die Funktion hinaus und bringen eine wichtige Tatsache des gemeinschaftlichen Lebens zum Ausdruck.

Ein grundlegendes Problem der Urbanisierung des 20. Jahrhunderts ist, dass sie zur Vermehrung der Objekte und zur Aufgabe des Gefüges führte. Zu zahlreich sind die Gebäude, die sich als «Objekt» darstellen, gleichgültig gegenüber der öffentlichen oder hierarchischen Rolle, die sie innerhalb unserer gesellschaftlichen Werte spielen. Die Gründe dafür können verschieden sein: ordnende Gesetze, Reklamewert, berufliche Eitelkeit etc. – aber sie können kaum die Wege für die Zukunft angeben. Die Gebäudeobjekte haben, indem

sie sich vermehren, ihren Ausnahmewert verloren. Heutzutage verleihen städtebauliche Reglemente und repetitive Produktionsweisen Gebäuden, deren Inhalt und Bedeutung alltäglich sind, den Status eines Objekts. Diese Gebäude werden nicht nur als auf einen Standort angewandte Typen wiederholt, sondern als identisch oder fast identisch reproduzierte Muster. Hier hat die moderne Architektur manchmal gesündigt, indem sie die Unterrichtung des historischen städtischen Gefüges vernachlässigte.

Die Erfahrung von Gröne

Jean-Gérard Giorla hat es klar als seine Aufgabe verstanden, die verstreuten Objekte in einer einzigen öffentlichen Einrichtung ausserhalb der Stadt zusammenzufügen, anstatt eine grosse Geste zu tun oder ein exzellentes viertes Objekt hinzuzufügen. Giorla hätte sich als junger

Architekt wie so viele andere von der Gelegenheit, die dieser vierte Pavillon geboten hätte, verführen lassen können.

Aber er verstand es im Gegenteil, das Programm zu nutzen, um die isolierten Objekte der Schule von 1905, die von 1930 und das überdachte Schwimmbad mit seinem Kindergarten im ersten Stock von 1976 in seiner Einheit aus öffentlichen Einrichtungen am Eingang des Dorfs und seiner Weiler wieder zusammenzufügen. Eine solche Zurückhaltung ist selten genug, zumal unter jungen Architekten, um erwähnt zu werden. Auf dieser Ebene stellt sie sicherlich einen bedeutenden Beitrag des Wallis zur Problematik der zeitgenössischen Architektur dar. Diese wohlverstandene und -gelöste Art von Problemen eignet sich dazu, das Bild und die Lebensqualität unserer Städte, Viertel und Dörfer zu verbessern.



Liegt hier nicht eine aktuelle Aufgabe für die Architektur?

Während die Vorgaben des Standorts relativ komplex sind, ist das Programm recht einfach: ein Raum für Haushaltslehre, einer für Holzarbeiten, drei Klassenräume, davon einer verschieden nutzbar, eine Turnhalle mit Umkleideräumen und die üblichen Nebenräume. Im übrigen mussten an anderer Stelle Erholungs- und Spielflächen erneuert werden, da diese durch den Neubau besetzt worden waren. Architektonisch opportun wurde das Programm in zwei Teilen interpretiert: Der Schulteil ermöglicht es, die Symmetrie des bestehenden Hauptgebäudes mittels eines Gegengewichts zur ehemaligen Turnhalle wiederherzustellen. Der Teil, der Umkleideräume, Turnhalle und Spielterrasse umschliesst, bietet im Gegensatz dazu die Gelegenheit, das Prinzip vom

«vereinheitlichen Sockel aus Gebirge und Schwimmbad» zu betonen. Die Bedachung wurde in das Terrassenmuster integriert, da ja keine neuen Objekte geschaffen werden sollten. Die Massnahmen sind nicht nur im einzelnen gerechtfertigt, sondern sie bilden gemeinsam den wohlproportionierten Raum eines Hinterhofs und eines Haupthofs mit seiner künftigen Linde, die die vollen und leeren Räume betont. (Der Vorteil der *Linde* gegenüber Trauerweide, Platane, Eiche etc. liegt an ihrem aussergewöhnlichen Geruch, der das Ende jedes Schuljahrs unterstreichen wird!)

Eine gute Massenverteilung genügt dennoch nie. Wir erleben den Aussen- und den Innenraum ebenso durch die Wahl und die Verwendung der Materialien und Zeichen, die deren äussere Qualität ausmachen. Hier ist nichts dem Zufall überlassen. Vom Wiederaufgreifen der Einzäu-

nung, von der Schutzfarbe an den Flurwänden – verstärkt, wo man vorbeistreift – bis zum Putz des Schulobjekts, der einen Gegensatz darstellt zu dem Ziegel aus Kalksandstein und dem Beton der Gebirgs- und Schwimmbadsockel: hinter den Materialien steht ein klares Konzept.

Die besondere Wahl der angewandten Formensprache ist sicherlich der Biographie des Architekten zuzuschreiben. Sein Verdienst liegt darin, dass es ihm gelungen ist, diese Einflüsse in einem kohärenten und persönlichen Entwurf zu integrieren. Giorla hat an der EPFL studiert. Er war Praktikant bei Gregotti und Siza. Sein Diplom wurde von Mario Botta als dem Sachverständigen und von mir geführt; während seiner Assistenzzeit an der EPFL bei verschiedenen Gastprofessoren vertieften sich dann die erworbenen Sicherheiten. Seine Faszination für den Innenraum

(Zahnarztpraxis in Sierre) und die Poesie von Materialien wäre vielleicht ohne den engen Kontakt zu Boris Podrecca nicht entstanden, einem Gastprofessor an der EPFL in den Jahren 1982/83, dessen «Wiener» Gangart trotz allem ganz anders ist als die von Giorlas Praktikumslehrern. Erwähnt werden sollte auch eine Besichtigung der Werke von Livio Vacchini in der Zeit, als die Materialien für Gröne ausgewählt werden mussten. Dieser Einfluss ist offenkundig präsent.

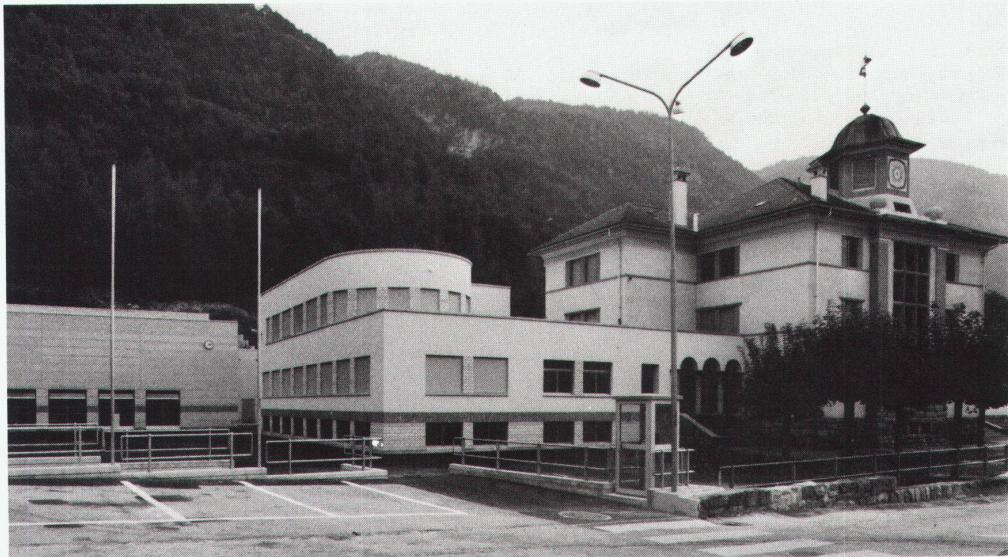
Mannigfaltige Bezugnahmen sind in der zeitgenössischen Architektur geläufig, aber selten sind die, denen es gelingt, über das mehr oder weniger geschickte Zitat hinauszuge-

6 Terrasse über der Turnhalle

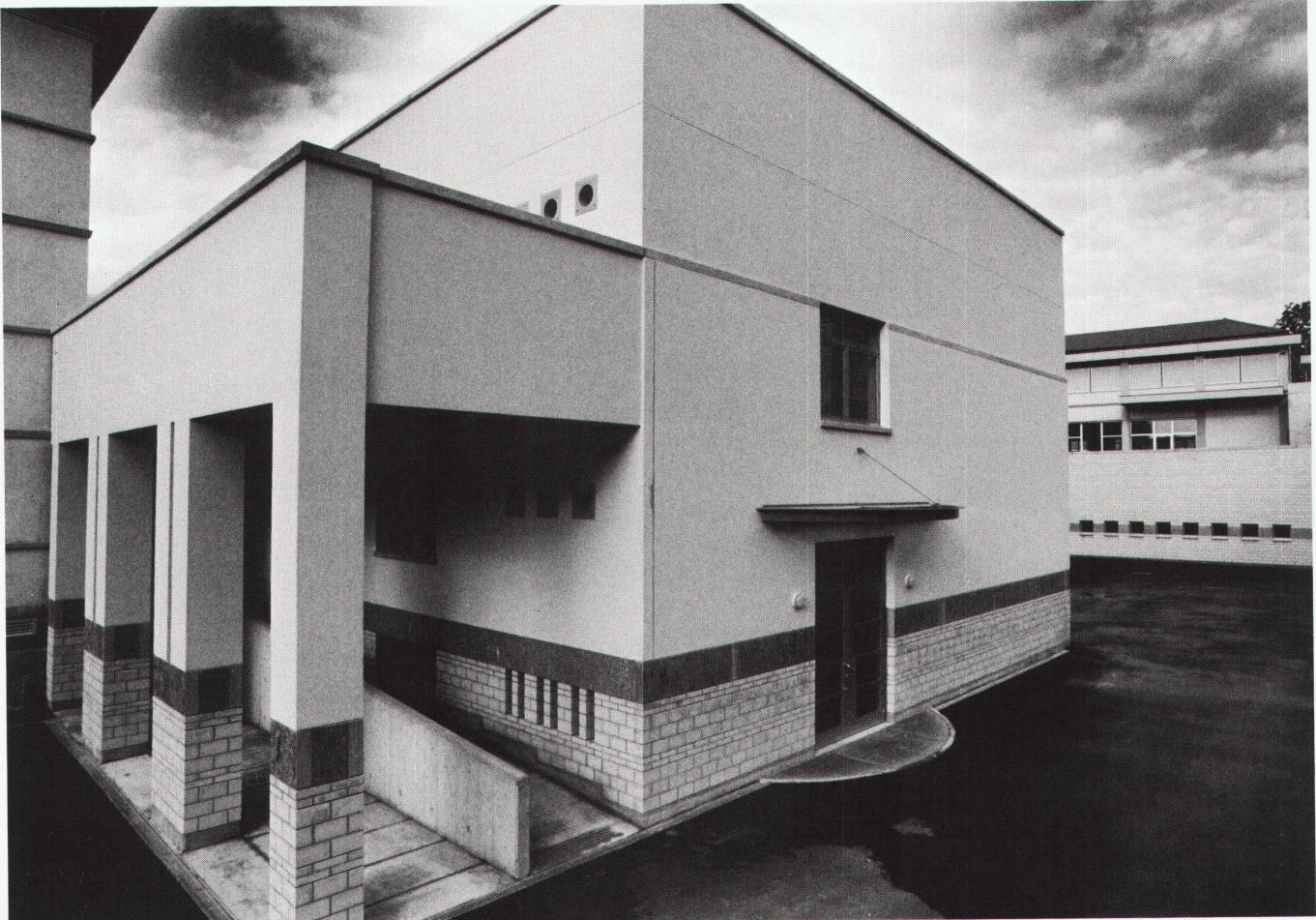
7 Terrasse, Klassentrakt



7



8

9
8

hen und die schlüssige Integration der Bezüge fertigzubringen. Diese Bau-
massnahme von Gröne kennzeichnet
unser Jahrzehnt, und sei es auch nur
dafür. Ausserdem löst sie auf intelli-
gente Weise die aktuelle Aufgabe,
die häufiger eine Ergänzung oder ei-
ne Veränderung betrifft als eine
«jungfräuliche» Konstruktion.

*Postscriptum: Das Wallis, von
Lausanne aus «betrachtet»*

Während die Gebirgsregio-
nen unter der schwachen Isolierung
der touristischen Monokultur leiden
oder, wo das nicht der Fall ist, an der
Entvölkerung wegen der Anzie-
hungskraft des Arbeitsplatzes oder
der Infrastrukturen in der Ebene, ge-
lingt es dem Wallis bis Brig, die bei-
den Enden zu verknüpfen. Das Wal-
lis ist keine abfallende Gebirgsre-
gion. Seine Topographie und seine
internationalen Verbindungen be-
günstigen die Ansiedlung von Dienst-
leistungunternehmen ebenso wie ei-
ne intensive landwirtschaftliche Nut-
zung in der Ebene, nur 20 bis 50 Bus-
minuten von den Alpen und Touri-

stenorten entfernt. Der Pendelverkehr in beiden Richtungen ist durchaus machbar. Schulische Möglichkeiten, medizinische Versorgung und Arbeitsmöglichkeiten unterscheiden sich nicht sehr zwischen 400 und 1400 Metern Höhe: ein Geschenk der Natur, aber auch der Männer, die den Simplon durchdrungen haben. Die Walliser empfinden ihre Gegend nicht nur als Kanton, sondern als Land, dessen natürliche Grenzen, die fast überall topographisch «logisch» und ständig wahrnehmbar sind, seine Bevölkerung geprägt haben. Sollte sich nicht gezeigt haben, dass das Wallis zu einer Art «Brodacre City» in den Bergen geworden ist?

Diese beiden Entwicklungspole – Ebene und Gebirge – unter dem heftigen Druck der Investoren zu verwalten ist nicht leicht. Die schlimmsten Beispiele findet man in der Ebene in Châteauneuf bei Sion

und im Gebirge in Haute-Nendaz. Die Stadt- und Dorfingänge in der Ebene mit ihren Tankstellen, Motels, Möbelgeschäften etc. erinnern mehr als jede andere Stadt der Schweiz an die nordamerikanische Landschaft des freien Unternehmertums: die kommerzielle Zone. Seltsamerweise jedoch findet man in dieser Gegend auch bemerkenswerte Zeugnisse der Architektur des 20. Jahrhunderts, finanziert von der Öffentlichkeit, wie z.B. die Kirche von Lourtier von Alberto Sartoris, die Kirche St-Michel von Martigny-Bourg von Jean-Paul Darbellay oder die Kirche von Héremence von Walter M. Förderer.

Etwas boshaft kann man sich vorstellen, dass auf diesem hinsichtlich der «Interessensmafia» relativ toleranten Gebiet alles oder fast alles möglich ist... im guten wie im schlechten. Man muss gestehen, dass zu derselben Zeit keine dieser Aus-

führungen im benachbarten Kanton Waadt finanziert oder genehmigt worden wäre. – Tollkühn, dieser Walliser!

Es genügte, dass in diesem Kanton ein «junger dynamischer Kader» auftauchte, empfindsam und klug als kantonale Architekten, damit diese Experimentierfreudigkeit sich auf die gesamte bürgerliche Architektur auswirkte. Hoffen wir, dass das früher oder später auch die alltägliche private Bautätigkeit beeinflusst wird.

In diesem Zusammenhang mehren sich die bemerkenswerten Leistungen junger Architekten im Wallis. Sie schöpfen ihre kulturelle Kraft von aussen und arbeiten innen in einer Art unbemerktem Untergrund. Das heisst deswegen noch nicht, dass es gerechtfertigt wäre, an eine sich auftuende «walliserische Tendenz» der modernen Architektur

zu glauben, wie das in den 70er Jahren im Tessin der Fall war. Es gibt keinen entsprechenden Wetteifer, Freundschaft und «Verschwörung» unter den Protagonisten.

Gröne ist nur ein Einzelbeispiel unter anderen, das versucht, dieses Gebiet in der Ebene bescheiden zu verwalten. Jean-Gérard Giorlas Ausführung bereitet den Weg zu einer Kostenübernahme der Zwischenräume zwischen Gebäuden, die im Lauf dieses voranschreitenden Jahrhunderts isoliert entworfen wurden.

Pierre von Meiss

8 Gesamtansicht, Pausenplatz mit Klassentrakt

9 Ansicht von Nordosten, Klassentrakt
10 Detailansicht, Klassentrakt

Fotos: Rackham S.A., Sion



De l'architecture d'objet vers l'objet de l'architecture

Jean-Gérard Giorla, Sierre;
collaboratrice: Anna Rossetti
L'extension du centre scolaire de Grône VS, 1987



La recherche de modèles de ville comme pouvaient les concevoir Ledoux ou, à l'opposé, Hilberseimer ou Le Corbusier, n'est plus aujourd'hui une préoccupation d'actualité. *Nos villes ne sont plus à créer, mais à réaménager!* Un signe distinctif des plus remarquables contributions contemporaines à l'architecture de la ville et du paysage est sans doute la substitution de la recherche d'un modèle de ville idéale par la proposition de «grands gestes» architecturaux d'une poétique qui exalte la morphologie et l'histoire du site. Ce geste joue souvent un rôle unificateur pour les éléments hétérogènes qui constituent la ville de notre temps.

Intelligence du geste? – Sans doute, car notre connaissance des phénomènes urbains nous a conduit à renoncer à la croyance en une solution universelle. Le projet de la ville et du paysage doit chaque fois être réinventé en fonction d'un territoire, de son histoire et de sa dynamique socio-économique et culturelle. Cela ne signifie pas pour autant qu'il n'y ait plus aucun principe universel qui puisse bénéficier d'une approche par analogies à d'autres lieux, *mais le «projet global» est mort*. Nous nous éloignons des schémas de la contre-révolution du siècle des lumières. Peut-être sommes-nous dans un certain sens proches de la vision humaniste qui a presque toujours su allier le modèle idéal pour un édifice aux particularités modifiantes d'un site.

La manière spécifique de se référer à la morphologie d'un lieu doit aujourd'hui tenir compte d'un paysage déjà occupé avec bien plus de confusion que celui du XVII^e siècle.

cle. Palladio et ses commanditaires avaient encore le loisir de *sélectionner* le site approprié pour la maison idéale dans un paysage agricole peu perturbé. Ils minimisaient ainsi les facteurs modifiant l'abstraction du concept de l'édifice.

Le paysage qui est le nôtre se constitue, même en campagne, d'un mélange d'infrastructures imposantes pour les transports et l'énergie, d'entrepôts, d'usines, d'habitations hautes et basses, d'institutions de tous genres, etc. dont chacun tend à obéir à ses propres lois d'implantation de programme et au hasard des limites parcellaires.

La discipline de l'aménagement du territoire s'est logiquement installée en arbitre patient dans ce conflit d'intérêts. L'indispensable sagesse ou neutralité de l'arbitre et la dominante socio-économique de son mandat font qu'il «gère» plus souvent le territoire sous des pulsions diverses qu'il ne le «forme». C'est ainsi que les propositions audacieuses pour révéler un fragment significatif de paysage restent l'apanage de quelques architectes, ceux qui cherchent à combler les lacunes d'une ville ou d'un territoire encoré et peu compréhensible en proposant l'insertion de structures qui le marquent de traces bien fondées (Gregotti, Botta, Snozzi, Siza...).

Ce geste unificateur correspond en effet à une nécessité qui est aussi reconnue par la plupart des écoles d'architecture et d'architectes. N'est-il pas vrai que dans l'enseignement du projet il y a une tendance à consacrer énormément de temps à la recherche de critères et de possibilités d'implantation. On néglige trop souvent de dépasser les échelles 1:2500 à 1:500 pour se consacrer à la définition de l'espace intérieur.

On constate que ces grands gestes ordonnant un territoire ou une place urbaine ne sont pas toujours le plus indiqués et aboutissent relativement rarement à la réalisation.

L'approche par «fragments»

Le plus souvent nos interventions s'opèrent sur une portion de territoire bien plus minime – construction sur une parcelle prisonnière de la ville existante ou adjonction à un édifice déjà bâti sur cette parcelle. La recherche d'une approche par fragments urbains prend alors toute sa valeur (Diener, Vacchini, Siza... et Giorla). Cela ne nous dispense pas de considérer notre intervention, au-delà du programme et du terrain précis,

comme une contribution à une transformation positive de la ville – mais comment?

La distinction entre objets et tissu urbain nous sera utile.

Dans pratiquement toutes les cultures préindustrielles, l'habitation ordinaire et les lieux de travail urbains sont abrités par des édifices qui forment ensemble un tissu relativement homogène. Cette régularité une fois établie, les ruptures prennent une importance particulière. Elles sont réservées en principe aux monuments ou repères publics: le temple, le château, le marché.

Dans le centre historique de Berne une «lecture d'objet» n'est permise que pour la cathédrale, l'hôtel de ville, les portes de la ville et les fontaines. Les autres bâtiments s'usinent pour former le tissu et ce n'est qu'à leur approche immédiate que nous commençons à reconnaître de nouvelles unités identifiables. Une hiérarchie est ainsi établie. *L'objet* urbain est lié à une idée: la cathédrale au culte, la porte au pouvoir, la fontaine au lieu d'échange de nouvelles et de fables. Ces idées dépassent la fonction utilitaire de l'objet et expriment un grand fait de la vie collective.

Un problème fondamental de l'urbanisation du XX^e siècle est d'avoir conduit à la multiplication des objets et à l'abandon des tissus. Trop nombreux sont les bâtiments qui se présentent en «objet», indifférents au rôle public ou hiérarchique qu'ils jouent dans les valeurs de notre société. Les raisons peuvent être multiples: lois hygiénistes, valeur publique, vanité professionnelle, etc. – mais elles ne peuvent guère indiquer les voies de l'avenir. Les bâtiments-objets en se multipliant ont ainsi perdu leur valeur d'exception. De nos jours, règlements d'urbanisme et mode de production répétitif confèrent le statut d'objet à des bâtiments dont le contenu et la signification sont de l'ordre du quotidien. Ces bâtiments sont répétés non pas en tant que types adaptés au site, mais en tant que modèles reproduits à l'identique ou presque. C'est par là que les mouvements de l'architecture moderne ont parfois péché, négligeant l'enseignement du tissu urbain historique.

L'expérience de Grône

Jean-Gérard Giorla a clairement reconnu sa tâche comme étant celle de réunir des objets dispersés en une seule institution publique extra-

muros, plutôt que d'y effectuer un grand geste ou de rajouter un excellent quatrième objet. Jeune architecte, Giorla aurait pu comme tant d'autres, se laisser séduire par l'occasion expressive qu'aurait offert ce quatrième pavillon.

Au contraire, il a su profiter du programme pour *recoudre les objets* isolés de l'école de 1905, celle de 1930 et la piscine couverte avec son école enfantine à l'étage de 1976, en un seul ensemble de services publics aux portes du village et de ses hammeaux. Cette retenue est suffisamment rare, surtout parmi les jeunes architectes, pour être signalée. Sur ce plan c'est sans doute une contribution valaisanne significative à la problématique de l'architecture contemporaine. Ce genre de problème bien compris et résolu, se prête à améliorer l'image et la qualité de vie de nos villes, quartiers et villages. N'est-ce pas là une tâche d'actualité pour l'architecture?

Si les données du site sont relativement complexes, le programme est, lui, assez simple: une salle d'enseignement ménager, une salle de travaux manuels sur bois, trois salles de classe dont une polyvalente, une salle de gymnastique avec vestiaires et locaux annexes usuels. Par ailleurs il fallait restituer à une autre place les surfaces de récréation et de jeux occupées par les nouvelles constructions. L'opportunité architecturale de ce programme a été interprétée en deux volets: La partie scolaire permet de rééquilibrer la symétrie du bâtiment principal existant en faisant contrepoids à l'ex-salle de gymnastique. La partie vestiaire, salle de gymnastique et terrasse de jeux est par contre l'occasion d'accentuer le principe de «socle unificateur de la montagne et de la piscine». Les toitures sont intégrées au motif des terrasses puisqu'il ne s'agit pas de créer de nouveaux objets. Ces interventions ne se justifient pas seulement isolément, mais elles forment ensemble l'espace bien proportionné d'une cour arrière et de la cour principale avec son futur tilleul qui articule les pleins et les vides. (L'avantage du *tilleul* par rapport au saule pleureur, platane, chêne, etc. réside dans son parfum extraordinaire qui consacre chaque fin d'année scolaire!)

Une bonne implantation des masses à bâtir, ne suffit cependant jamais. Nous vivons l'espace extérieur et intérieur autant par le choix et l'ordonnancement des matières et signes qui en définissent la qualité de sur-

face. Ici rien n'est laissé au hasard. De la reprise des barrières, de la peinture de protection accueille des murs des corridors à l'endroit où on les frôle, du crépi de l'école-objet en opposition avec la brique silico-calcaire et le béton des socles de la montagne et de la piscine, la matière soutient des concepts clairs.

Le choix particulier du langage utilisé se réfère sans doute à la biographie de l'architecte. Son mérite réside dans le fait d'être parvenu à intégrer ces influences dans un concept cohérent et personnel. Giorla a suivi ses études à l'EPFL. Son stage le mène à l'époque chez Gregotti et Siza. Ensuite son diplôme est guidé par Mario Botta en tant qu'expert et par moi-même, puis son travail d'assistant à l'EPFL auprès de divers professeurs invités commence à nuancer les certitudes acquises. Sa fascination pour l'intérieur (cabinet dentaire à Sierre) et la poétique des matériaux ne se serait peut-être pas produite sans le contact intense avec Boris Podrecca, professeur invité à l'EPFL en 1982/83 et dont la démarche «viennoise» est, malgré tout, assez différente de celle des maîtres de stage de Giorla. Ajoutons à cela une visite des œuvres de Livio Vacchini au moment même où il fallait décider de la matérialisation de l'ensemble de Grône. Cette influence est ostensiblement présente.

Ces références multiples sont affaire courante dans l'architecture contemporaine, mais rares sont ceux qui parviennent à dépasser la citation plus ou moins adroite, et réussissent l'intégration cohérente des références. Cette réalisation de Grône marque notre décennie, ne serait-ce que pour cela. De plus elle résout de manière intelligente la tâche d'actualité qui concerne plus souvent le complément ou la transformation que la construction «vierge».

Post-scriptum: Le Valais «inspecté» depuis Lausanne Tandis que les régions de montagne souffrent de l'isolement fragile d'une monoculture touristique ou, à défaut, du dépeuplement dû à l'attraction de la place de travail et des infrastructures en plaine, le Valais jusqu'à Brigue parvient à lier les deux bouts. Le Valais n'est pas une région de montagne en dégradation. Sa topographie et ses liaisons internationales favorisent l'implantation d'industries de services ainsi qu'une agriculture intensive en plaine à seulement 20 à 50 minutes de bus du pôle opposé des al-

pages et des stations touristiques. Le mouvement pendulaire est tout à fait acceptable dans les deux sens. Chances scolaires, chances de soins médicaux, chances de travail ne diffèrent pas tellement entre les altitudes de 400 m et de 1400 m: don de la nature, mais aussi des hommes qui ont creusé le Simplon. Les Valaisans considèrent que ce n'est pas là qu'un simple canton, mais un pays dont les limites naturelles presque partout topographiquement «logiques» et banalement perceptibles ont marqué son peuple. Ne se seraient-ils pas aperçus que le Valais est devenu une sorte de «Broadacre City montagnarde»?

Gérer ces deux pôles de développement – la plaine et la montagne – sous la poussée effrénée des investisseurs n'est pas chose aisée. On peut y trouver le pire à Châteauneuf près de Sion en plaine et à Haute-Nendaz en montagne. Les entrées de villes et villages en plaine avec leurs stations de service, motels, magasins de meubles, etc. ressemblent plus qu'en aucune autre ville suisse au paysage nord-américain de la libre entreprise: le strip commercial. Mais curieusement on trouve dans cette région aussi des témoins remarquables de l'architecture du XX^e siècle, financés par la collectivité publique, comme par exemple l'église de Lourtier d'Alberto Sartoris, l'église St-Michel de Martigny-Bourg de Jean-Paul Darbellay ou encore l'église d'Hérémence de Walter M. Förderer.

Avec un peu de malice on peut supposer que sur ce terrain relativement plus tolérant à l'égard de «la mafia des intérêts», tout est possible ou presque... pour le mieux comme pour le pire. Il faut admettre qu'aucune de ces réalisations n'aurait obtenu le financement et le permis de construire dans le canton voisin de Vaud à la même époque. – Téméraires ces Valaisans!

Il suffisait qu'arrive dans ce canton un «jeune cadre dynamique», sensible et averti en tant qu'architecte cantonal pour que cette disposition à l'expérimentation se répercute sur l'architecture civile dans son ensemble. Espérons que cela influencera tôt ou tard aussi la promotion immobilière privée de tous les jours.

Dans ce contexte les performances remarquables de jeunes architectes établis en Valais se multiplient. Ils puisent leur force culturelle à l'extérieur et œuvrent à l'intérieur dans une sorte de clandestinité inaperçue. Ce n'est pas pour autant qu'il est justifié de croire en la gestation d'une «ten-

dance valaisanne» de l'architecture moderne comme cela s'est confirmé pour les Tessinois des années 70. Il n'y a pas d'émulation équivalente, d'amitié et de «conspiration» sur les questions fondamentales de l'architecture entre les protagonistes.

Grône n'est qu'un exemple isolé parmi d'autres qui tente de gérer modestement ce territoire de la plaine. La réalisation de Jean-Gérard Giorla ouvre la voie vers une prise en charge des interstices entre édifices conçus isolément au cours de l'expansion de ce siècle.

Pierre von Meiss

Une architecture apparemment simple

Architectes: Jean-Marc Lamurière, Georges Van Bogaert, Bruno Marchand et collaborateurs, Genève

Immeuble résidentiel sur la rade de Genève (quai Gustave-Ador 64), 1986

Voir page 12



Le lieu se situe à l'extrémité de la rangée d'immeubles construits sur la rive gauche de la rade. Cette masse construite forme un ensemble très compact.

D'une part, le projet a cherché à répondre à la nécessité de prolonger la continuité architecturale des bâtiments déjà construits sur l'alignement du quai (dont l'exception demeure peut-être la «Maison Royale» d'Henri Garcin et Charles Bizot, 1909). Le projet s'adapte par conséquent au caractère relativement austère et presque banal de ces constructions, en ne reprenant que leurs thèmes répétitifs: la hauteur du petit socle, permettant aux caves d'émerger au-dessus des crues du lac; la hauteur du grand socle englobant l'entre-

sol; la hauteur des étages normatifs; l'évidement entre une première corniche et une seconde; et la reconnaissance des angles.

D'autre part, il essaie de marquer une des entrées importantes en ville lorsqu'on vient de la campagne et essaie de dégager une double symétrie face au lac et face à l'entrée de la ville.

Le programme est déterminé par la morphologie de l'immeuble. Celle-ci reproduit symétriquement la composition de Marc Saugey qui a implanté son bâtiment dans les années 50, à la fois à l'alignement sur le quai des autres immeubles et en retrait par rapport à ceux-ci, en creusant une sorte de cour. Ainsi les deux bâtiments accolés forment une cour commune.

L'étage type comprend deux appartements et l'un d'entre eux dispose, face à la rade, d'un grand espace de séjour dont l'expression tend à préciser l'aboutissement du quartier urbain et la double symétrie des angles dont nous parlions précédemment, du côté rade et du côté entrée de la ville. Le dernier étage est lié à l'attique pour constituer un duplex.

Les aménagements extérieurs, notamment le petit mur d'enceinte conservé, essayent de maintenir la mémoire de la parcelle et de l'ancienne villa existante.

La structure spatiale est définie par le système constructif. Les espaces réservés aux distributions verticales, aux salles de bains, donnant sur l'extérieur, et aux cuisines sont enserrés dans des structures murales, alors que les espaces réservés aux chambres et aux séjours sont libérés par des structures en ossature.

L'expression extérieure cependant ne reproduit qu'imparfaitement cette double structure murale et en ossature. Elle reflète uniquement, par souci de simplicité, le rythme des espaces intérieurs, un peu à la manière de Perret.

Les matériaux utilisés sont les suivants: la structure portante est revêtue d'éléments préfabriqués en béton teinté d'une couleur qui n'est pas sans rappeler la molasse des corniches et chaînages d'angle des immeubles du quai. Les parties pleines non portantes des façades sont plaquées en pierre flammée de Hauteville qui évoquent la couleur des enduits des immeubles voisins. Les fenêtres sont réalisées en bois aluminium thermolaqué comme les stores, les encadrements et les renvois d'eau.

J.-M. L.